

Es ist alles eine Frage der Beleuchtung

Wenn Licht einem schmeichelte, hieß das nicht, dass es einen schöner machte, als man in Wirklichkeit war?

AUS EINEM ROMAN
VON KIRSTIN BREITENFELLNER

Konstantin besaß ein Landhaus, für das er die Truhe haben wollte, und wie sich herausstellte, lag es tatsächlich auf Attilas Weg. Vermutlich konnte Attila ihm die Truhe bei der nächsten Fahrt liefern. Tinka versuchte ihren Chef zu erreichen, aber sein Handy war ausgeschaltet.

Der Preis war in Ordnung. Aber Konstantin musste zum nächsten Bankomaten gehen, weil Attila keine Karten akzeptierte.

Als er wiederkam, fiel sein Blick auf den Frosch. Er nahm die Visitenkarten aus der Muschelschale und drehte ihn um.

„Kein Preisschild, ist der überhaupt verkäuflich?“

„Dreißig Euro“, sagte Tinka, froh, für diesen Tag doch noch nennenswerte Geschäfte vorweisen zu können. Attila war zu chaotisch, um alle Waren auszupreisen. Deswegen musste sie immer wieder spontan einen Preis erfinden. Den Frosch hatte er erst letzte Woche mitgebracht, und wenn er nicht verkäuflich wäre, hätte er bestimmt etwas gesagt.

„Den nehme ich noch dazu“, sagte Konstantin. „Er sieht aus wie ein Kapellmeister, und zwar ein gieriger Kapellmeister mit seinem offenen, schwarzen Schlund. In einem halben Jahr muss ich eine Komposition für großes Orchester abgeben. Und ich habe noch keine einzige Note geschrieben. Vielleicht kann ich mich überwinden, wenn ich diesen Kerl da vor Augen habe.“

„Und wenn nicht, wirfst du ihm jeden Tag eine tote Fliege in den Hals“, meinte Tinka und sah ihn von der Seite an.

Wenn sie ein Porträtfoto von Konstantin für das Programmheft machen würde, was natürlich ausgeschlossen war, weil sie ja gar nicht professionell fotografierte, würde sie sein Profil nehmen. Mit der edlen, spitzen Nase und den zwei feinen Falten sah er aus wie ein freundlicher Vogel auf der Durchreise in wärmere, nein, in kältere Gefilde.

„Tote Fliegen. So könnte ich meine Sinfonie nennen“, sinnierte Konstantin.

„Komponieren muss schön sein“, sagte Tinka. „Da schafft man etwas, was vorher noch nicht da war. Im Gegensatz zum Fotografieren.“

„Dafür hat die Fotografie die Fähigkeit, ihre Gegenstände in Kunstwerke zu verwandeln. Ihre Opfer in Götter. Mit einem Klick. Das ist Magie. Komponieren ist eine Qual, jedenfalls für mich“, seufzte Konstantin. „Ich habe dir ja schon gesagt, dass ich die Musik hasse. Das war kein Scherz.“

Konstantin hatte Tinka in sein Landhaus eingeladen, als sie erwähnt hatte, dass sie bei der Lieferung der Truhe bestimmt nicht dabei sein würde. Er besaß eines dieser langgezogenen niedrigen Häuser mit Veranda an der Längsseite, mit runden Bögen und Schalen mit hängenden Fuchsien und einer Holzbank darunter, von denen Tinka schon als Kind geträumt hatte. Er hatte ihr ein Foto gezeigt.

„Sieht malerisch aus“, hatte sie gemurmelt und versucht, nicht zu interessiert zu wirken.

„Oder fotografisch“, hatte er erwidert und seine Einladung noch einmal bekräftigt.



Zur Person

Kirstin Breitenfellner

(Jg. 1966) ist Schriftstellerin, Yoga-Lehrerin und Sachbuch-Redakteurin des „Faltes“. Dort erschien zuletzt ihr Essay zum Smartphone-Foto-Hyper „Hipstamatic“ („Heute ist gestern und Wien ist New York“ (Falter 21/12) und ihre vielbeachtete Cover-Story über die neue Opferlust (Falter 14/12). Von Breitenfellner erschienen bislang die Romane „Der Liebhaberreflex“ (2004) und „Falsche Fragen“ (2007) sowie der Lyrik-Band „das ohr klingt nur vom horchen“ (2005). Außerdem ist soeben ihr Kinderbuch „Das Echo des Schiffs heißt Fisch“ (Illustrationen: Raoul Krischanitz) bei Picus erschienen.

Der hier vorabgedruckte Ausschnitt aus dem ersten Kapitel stammt aus dem am 17. September erscheinenden Roman:



Kirstin Breitenfellner: Die Überwindung des Möglichen. Edition Voß im Horlemann Verlag, 248 S., € 20,50

Am 20.9. um 19 Uhr liest die Autorin in der Alten Schmiede aus ihrem Roman (gemeinsam mit Alfred Gelbmann und Martin Kolosz)

Sie dachte an seine Bemerkung über das Licht. War das eigentlich ein Kompliment gewesen? Wenn Licht einem schmeichelte, hieß das nicht, dass es einen schöner machte, als man in Wirklichkeit war? Wie sahen die Dinge in Wirklichkeit aus? Wie sahen sie aus, wenn sie weder in einem günstigen noch in einem ungünstigen Licht zu sehen waren?

„Es ist alles eine Frage der Beleuchtung“, pflegte Attila zu sagen.

Tinka dachte an die Werbespots, aus denen Farbe herausgenommen worden war und in denen gerade deswegen die ganze Welt so edel und rein wirkte.

Alles zeigte sich in einem bestimmten Licht. Aber sah es auch wirklich so aus, wie es sich zeigte? Oder gab es so eine Wirklichkeit gar nicht? Ihre Gedanken drehten sich im Kreis, wie immer, wenn sie über das Licht nachdachte, über die Beleuchtung und das Bildermachen. Schließlich waren Fotografien ja nur Aufzeichnungen von Lichtwellen, die von Gegenständen reflektiert

„Komponieren muss schön sein. Da schafft man etwas, was vorher noch nicht da war“

wurden. Eine materielle Spur des Gegenstands, aber nicht dieser selbst.

In ein paar Minuten würde sie den Laden schließen und mit der U-Bahn zu dem Markt jenseits des mehrspurigen Gürtels fahren, der die Innenstadtbezirke einkreisete und hinter dem die Hochburgen der Migranten begannen, flankiert von Villenvierteln, die ins Grüne einer hügeligen Waldlandschaft ausliefen.

Wenn die Stände schlossen und die Waren gerade weggeräumt wurden, während schon die ersten Lampen brannten, die gegen die Helligkeit von oben noch nicht richtig ankamen und bedauernde, kleine, zum Dekorativen verdamnte Lichtkegel bildeten, die aussahen wie Vergnügungspark-Girlanden oder eine Karussellbeleuchtung, konnte Tinka auf ihren Fotos diese schwer greifbare Stimmung erzielen, zwischen Realität und Traum.

Dieses Mal hörte sie die Ladenglocke. Eine Frau schob ihren Rücken von hinten durch die Eingangstür, etwas klemmte offenbar. Als Tinka begriffen hatte, dass es ein Kinderwagen war, hatte die Frau diesen schon rückwärts hereingezogen. Das Kind schlief. Die Frau rastete die Bremse ein und ließ den Wagen vor Tinka stehen.

Sie sah müde aus. Mit einem „Ich schau mich nur mal um“ begann sie ihren Rundgang durch den Laden. Tinka betrachtete das Kind, seinen willenlos zur Seite gerutschten runden Kopf und seine verschmierten Wangen, auf denen Nahrungsreste eingetrocknet waren. Auch der Wagen war voll verkrusteter Spuren, vermutlich vom Sandkasten.

Am Fußsack, dessen Reißverschluss offen stand, klebten Bananenreste. Die Finger des Kindes umklammerten einen halben Keks, die Krümel des restlichen halben hatten sich auf Jacke und Schal verteilt.

Sein weicher Mund war, da sein Köpfchen zur Seite gerutscht war, zusammengedrückt, die Wangen leuchteten, und die feinen Haare in der Stirn flimmerten mit jedem Atemzug. Tinkas Gedanken wollten soeben zu einer Schlussfolgerung ansetzen über die Hilflosigkeit und das Älterwerden, da klingelte schon wieder die Ladenglocke.

Das Kleine ließ einen spitzen, jammernen Ton fahren und fing an zu plärren, ohne die Augen zu öffnen. Mit einer einzigen Bewegung hatte die Mutter, die gerade das Porzellankindchen mit den verrosteten Schultergelenken in die Hand genommen hatte und fragen zu wollen schien, was es kostete, dieses wieder hingestellt, war zum Wagen gesprungen, hatte das nun stärker schreiende Kind herausgenommen, die Bremse gelöst und den Wagen energisch Richtung Tür geschoben.

Tinka, die ihr Preisangebot gerade innerlich von zwanzig auf achtzehn Euro reduziert hatte, konnte eben noch dazwischen springen und mit einem „Warten Sie, ich helfe Ihnen“ die Türe öffnen. Mit heftigen, wütenden Schritten eilte die Frau, das Kind fest umklammert, mit der anderen Hand den Wagen schiebend, davon. Tinka schaute ihr erschrocken nach und unterdrückte den Impuls, ihr nachzulaufen.

Als sie in den Laden zurückkam, stand ein junger Mann darin. „Hier ist es aber duster“, meint er und sah sich suchend um.

Bevor Tinka reagieren konnte, hatte er schon den Lichtschalter gefunden. Die zwei langen Neonröhren, die Tinka nur in Notfällen anschaltete, gaben knackende Geräusche von sich und flackerten so heftig, dass Tinka schon drauf und dran war, sie wieder abzdrehen. Sie überlegte noch, ob ein Sprung oder auch nur Gang zum Lichtschalter nicht übertrieben wirken würde, da ergoss sich schon das grelle, unfreundliche Licht über sie, das von Schmeicheln nichts wusste und Gesichter entweder bleich oder gerötet aussehen ließ.

„Jetzt sieht man erst den ganzen Staub“, sagte der junge Mann trocken, und Tinka wusste nicht, ob sie lachen oder sich ärgern sollte.

Sein Gesicht war hell, fast weiß, mit langer, hoch ansetzender Nase, kräftigem Kinn und kleinen Augen. Es wirkte jung, so jung, als ob es noch nie ein Sonnenbad genommen hätte. Wie die Gipsmasken, die sie als Kinder von sich gemacht und die sie dann so bunt wie möglich angemalt hatten, weil sie ein bisschen unheimlich und leblos aussahen.

Tinka war sicher, dass ihr eigenes Gesicht gerade ins Rötliche tendierte. Um ihm zu zeigen, dass sie schon auf dem Sprung war, nahm sie ihren Schlüsselbund und stopfte ihn in die Tasche. Er stand immer noch vor ihr.

„Wollen Sie sich umsehen?“